

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

(Der Wote für das Saalthal.)

N^o. 18.

Salz a. d. S. 6. Mai

1883.

Inhalt: Was der Aberglaube vom Monde denkt. Von W. Rentner. — Beschreibungen der Gegenstände aus dem Gebiete der physischen Chemie. Von Dr. G. Baumert. — Hebr. Buchstabenkennung. VI. Abhandlung über populäre Gelehrte von Dr. G. S. Fung. — L. XVIII. Hebr. die Stimmungstrampf, spanaus glotidius. — Aus dem Nachleben Der geangene Strig. — Literatur und Kunst. — Pannschiltsig. — S. 416.

Was der Aberglaube vom Monde denkt.

Von W. Rentner.

Bei einer Parallele zwischen unseren Tagen und früheren Jahrhunderten wird häufig und nicht mit Unrecht als ein charakteristisches Merkmal erster der Aufschwung der Naturwissenschaften hervorgehoben. Die Zeit liegt nicht so weit hinter uns, wo selbst die einfachsten Erscheinungen und Vorgänge aus dem Naturleben, deren Verständnis man jetzt schon von den Unmündigen erwarten darf, für die Gelehrten ein Buch mit sieben Siegeln waren. Wir dagegen haben manches dieser Siegel gelöst und der Natur viele ihrer Geheimnisse abgelauscht. Was uns manches, was sich vor Jahrhunderten ereignet hat, auf den ersten Blick auch fremdartig anmuten, im Grunde hat es mit den jüngsten Ereignissen die Motive gemein, und heute wie ehemals und ehemals wie heute werden die Rollen auf dem Theater der Geschichte von den menschlichen Lebewesen gespielt, welche immer dieselben bleiben. Was aber die heutige Zeit vor allem und wesentlich von jeder anderen unterscheidet, ist, daß die Natur einen Theil ihrer Gehege hat dem forschenden Menschen verrathen müssen, der, wie es treffend in einem geistlichen Worte heißt, den Dampf vor seinem Wagen, den Blig zu seiner Feder und die Luft zu jenem Schiffe gemacht hat, der die entlegene Ferne erreicht, den tiefsten Abgrund ermit, den breitesten Fluß überbrückt und den härtesten Felsen durchbohrt. Keine Naturwirkung ist so räthselhaft, daß er sie nicht zu ergründen vermag. Auf der Schwinge des Dampfes und des elektrischen Zunders kann er fast des Raumes und der Zeit spotten; auf allen Seiten sucht er sich den Eingang in die dunkle Werkstätte der Natur zu erzwängen, ein Schleier nach dem andern sinkt, und wenn es auch eine unumhüllliche Wahrheit bleibt, daß uns' Umere der Natur kein erschaffener Geist bringt, so hat doch die uralte Prophezeiung von der Herrschaft des Menschen über die Natur sich angefangen zu erfüllen. Wo er sich früher von finsternen Dämonen umgeben glaubte, wo er ein Spielball aberglaublicher Angst war, trägt er jetzt den Herrschaftsstab in Händen und wandelt jetzt sicher im vollen Lichte da, wo er früher im Dunkeln tanzte. Nachdem er vielfach im Kampfe mit der Natur Sieger geblieben und das geheimnißvolle Spiel ihrer Kräfte entwirrt hat, möchte er überall zu den tiefsten Ursachen niedersteigen und seine Frage ist ihm geläufiger als die nach dem Warum. Und doch sprechen gewisse Erscheinungen, die nicht geklärt werden können, dafür, daß der Erbe des heutigen Menschen, jedes Dunkel zu lichten, mißgünstig nicht so widerstandlos ist wie wir glauben möchten. Sagen wir das Athum und Treiben, Denken und Fühlen unserer Zeit ohne vorzugesagte Meinung an, so treten uns sonderbare Widersprüche entgegen. Während wir auf der einen Seite mit vornehmtem Hochgefühl auf die Zeit der Vervorzugsel niederblicken und uns freuen, es so herrlich weit gebracht zu haben, machen wir andererseits mit Erschrecken die Wahrnehmung, daß wir noch tiefer in die Fesseln des Aberglaubens verstrickt sind als der Stolz auf die Errungenschaften unseres Geistes anht. Unsere Zeit, mannschaftlich vorwärts zu streben und kein Zurück und sei es noch so sehr mit unserer Gesamtansammlung verwaschen, zu scheuen, wenn es sich um die denkende Errung der Welt handelt, ist ebenjo ungeschickhaft wie die Giermiß selbstam konträre Thatsache, daß es bei uns allen noch gewisse Geden und Binde

gibt, aus denen heraus wir die Welt durch gewisse Gläser anschauen. Freilich müssen wir, sobald wir in dieser Beziehung über uns zu Gericht sitzen wollen, die größtmögliche Vorsicht anwenden und uns vor dem Verdictspiegel des Aberglaubens hüten. Er ist einer unserer leichtesten und hartnäckigsten Gegner. Von tausend Wästen kann er auftreten und ist in der Kunst ein Meister, durch ein unvergängliches, harmloses Klugere uns Sand über sein eigentliches Wesen in die Augen zu streuen. Früher trat er mit naiver Offenheit auf, jetzt macht der Umstand, daß eine größere Kenntnis der Naturgesetze Gemeingut geworden ist, einen Kostümwechsel bei ihm nothwendig. Gewiß, in der Plumpheit mittelalterlicher Formen hat sich der Aberglaube überlebt, aber weit davon entfernt, ihn völlig überwinden zu haben, haben wir mit ihm dasselbe Schicksal wie mit dem Teufel, von dem der Dichter sagt:

Den Teufel spürt das Völkchen nie Und wenn er sie beim Krachen hört.

Es ist wahr, Feen und Zauberer werden nicht mehr gebraut, die Geister nicht mehr citirt, die Kunst der Sternweiser ist in Mißacht gekommen; dieser und aller ähnliche wußte Kram ist in die Mumpelstunde menschlicher Wirrungen geworfen. Allein meistens sind nur gewisse, anstößige und unmodern gewordene Formen beseitigt und der Kern ist geblieben, der nur, um Geltung zu behalten, einer zeitgemäßen Verhüllung bedarf. Und daß der Aberglaube, dem für seine Verabfolgungslüste eine vieltausendjährige Erfahrung zur Seite steht, immer wieder eine Toilette findet, in der er bei uns salenfähig wird, hat die neueste Zeit bewiesen, wo Männer der Wissenschaft mit hochberühmten Namen den spiritistischen Unflug ernst aufgestellt und seine Vertreibung aus wissenschaftlichen Gesellschaften geführt haben. Vor 3000 Jahren warnte Gott durch den Mund des Moses sein Volk, es solle sich unter ihm nicht finden lassen einer, der seinen Sohn oder seine Tochter durch's Feuer gehen lasse oder ein Weissager oder ein Tagewähler oder der auf Vogelgeheiß achtet oder ein Zauberer oder Beschwörer oder Wahrsager oder Zeichendeuter oder der die Toten fragt. Und nun? Nach 3000jähriger Kulturarbeit, nachdem Christenthum und Wissenschaft sich mit ihrem ganzen Können gegen den Aberglauben geworfen, nachdem die Reformation die hemmende Schranke der freien Geistesentwicklung umgestürzt, gestehen wir mit Besorgsamkeit, daß der Aberglaube ein unaustrittliches Unkraut ist. Wird nicht aus Spielarten und Abergläubigen, Ungläubigen und an die Kraft der sympathischen Kräfte und der Welsprechungen im Namen des dreieinigen Gottes noch im Schwünge, und werden nicht noch heute wie damals die Toten beschworen und gefragt durch den Hypnotisierenden und durch die alte Esprit, nur in neuer Ausgäbe. Man ist nicht bereit, einen beratenden Aberglauben mit niedriger Geistesbildung in Zusammenhang zu bringen, weil er vielfach bis in die geübtesten Kreise hineinreicht und sich sogar häufig genug an die auf der Höhe der geistigen Kultur stehenden Männer heranwagt. Seiner Wirrungen hat von jeder der Monde eine außerordentlich reiche Ausbeute geliefert. Auf der folgenden Darstellung wird sich, was nach den vorausgeschickten Bemerkungen nicht wunderbar erscheint, ergeben, daß der Mond noch heute-utage zu den nothwendigsten Requisitionen in der Geschichte des Aberglaubens gehört, und sich unter Zeitlotter noch aufzulebend als es bis jetzt gesehen ist, mit ihm auseinanderzusetzen hat, wenn es den Namen eines Zeitalters der Aufklärung voll und ganz verdienen will.

Da der Mond eins der auffallendsten Gezirne des Himmels ist, so nimmt er begreiflicherweise in einer der ältesten und vielleicht ältesten Poesie des Aberglaubens, in der Sternweiser,

Verbindung zu bringen und die Gelegenheit, nach Hause zu telegraphiren, ist gegeben.

Strausfedern-Export von der Kap-Kolonie. Ueber dieses Thema enthält die erste Nummer der neuen, von uns schon eröfneten in Port Elizabeth erscheinenden heftigen Zeitung „Das Strand“, einen Bericht der dortigen Firma Smiten & Schrader, welchem folgendes zu entnehmen ist: Es werden gegenwärtig in allen Theilen der Kolonie ca. 120,000 Strauße ihrer Federn wegen sehr gehalten, wogegen der wilde Strauß fast gänzlich verschwunden ist. Der Export an Strauße aus dem ganzen Kapland betrug im Jahre 1882 258,561 Bündel mit einem Werth von 1,838,889 Rds. Sterl. Eine weitere Ausdehnung des Exportes wäre jedoch nicht zu erwarten, weil die Ernährungsfähigkeit der meisten Samen es nicht gestattet, die Zahl der Vögel zu vermehren. Die Jagd beschränkt sich infolgedessen auf den Export für den Abgang. Von dem Export entfallen auf Port Elizabeth allein ca. 800,000 Rds. Sterl. Es finden hier wöchentlich drei bis vier von der Municipalität vermittelte Strauße-Versteigerungen statt, welche von den Besitzern der bedeutendsten Federfabriken und Fabriken namentlich Englands und Amerikas besucht zu werden pflegen. Preise seien jetzt einiger Zeit ziemlich unverändert geblieben. Der Bericht macht schließlich auf die Wichtigkeit der direkten Beziehungen zum Kapland aufmerksam.

Der Morris-See. Mr. F. C. Whitehouse, welcher das Gebiet des Sees Morris, wie er von Herodot beschrieben wurde, zum Gegenstand eingehender Studien gemacht hat, glaubt, nimmere die alten Grenzen sich nicht zu hoch, und ist der Ansicht, daß durch einen kleinen Kanal nach dem niedrigeren Nilsgebiet hin mindestens 100,000 Morgen Land der Kultur gewonnen werden könnten. Er hat seine Pläne dem Khedive vorgelegt und das Verprechen erhalten, daß dieselben die Beachtung finden werden, welche sie in so hohen Grade verdienen.

Der zoologische Garten in London enthielt anfangs dieses Jahres 275 Thiere, darunter 750 Thiere, 1364 Vögel und 241 Reptilien. Der vorigen Jahre wurde der Garten von 349,776 Personen besucht, gegen 618,694 in 1881. Diese ungewöhnlich große Zunahme in der Zahl der Besucher ist dem Interesse zuzuschreiben, welches die Ueberfiedelung des großen asiatischen Elephanten Jumbo zum Beginn vorigen Jahres verursacht hatte.

Denen für das Weidewied. Von Holland und Ostfriesland aus strömt sich im Ueberflusse immer mehr der Gebrauch von Seiden für das Weidewied. Die Erhaltung, daß die Wäldchen von der Ungeuit der Witterung des Frühlings und Herbstes unter der Decke bedauert weniger leiden als ohne diese, ist unbestreitbar. Die bedeckten Tiere frieren weniger und freieren zu einer Zeit, wo die anderen in den Geden der Wärme vor Frost zusammengekrummt liegen. Es ist leicht erklärlich, daß die Wintergegendheit bei den mit Seiden gebedeckten Thieren länger anhalte. Dies und das bessere Wohlsein der Kühe begünstigt schließlich die kleine Ausgäbe, die für eine Dede im Betrage von 3—4 Mk. beantragt wird.

Mittel gegen die Schmerzen und die Geichwulst beim Dienerkopf. Man nehme den ausgepressten Saft der Salsengelder (Caprifoli) und befeuchte die Stelle, wo die Biene gestochen hat; augenblicklich hören die Schmerzen auf und wenn es auch schon geschwollen ist, so löst sich die Geichwulst gleich wieder; oder sobald man von einer Biene gestochen wird, zieht man den Stachel heraus, seucht die Stelle mit Speichel an und reibt sie mit wenig gehobtem Sodsalz gut ein und alle Folgen des Stiches sind gehoben.

Schach.

Rechtigt von S. Tarrafch.
Entbilft Nr. 3.
Schwarz.



Edlaß einer von Winauer (Weiß) gelöseten Partie.
Weiß zieht und gewinnt. Durch welche Züge?

Für die Redaktion verantwortlich: S. D. Dr. A. Hoff in Halle.

Fortsetzung des Schach-Spielens. Die Partie ist beendet. Die Partie ist beendet. Die Partie ist beendet.

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sg8—e6
3. Lf1—c4 Sg8—f6
4. Sf3—g5 d7—d6
5. e4—d5 Sg8—d5 Auf Sf6—d5 folgt bekanntlich das Springeropfer auf f7, welches Weiß auf einem starken Angriff verweist. Nun aber gibt Schwarz seinen Bauer auf, um sich anzustellen.
6. Le4—b5—e6 kommt auch d2—d3 in Betracht, was vielleicht dort gegeben ist, weil es dem Gegner kein so freies Spiel gewährt.
7. d5—c6 b7—c6
8. Lb5—c2 Der beste Wäldung des Baisers.
9. Sg5—f3 e5—e4
10. Sf3—e5 Lf8—d6 Dieser Zug gewährt einen nicht so ungehörigen, aber selteneren und nachlässigen Angriff als das früher oft geübte Df8—d4
11. f2—f4 Lf8—e5 Tf1—f1, wobei Weiß freilich die kleine Postgabe verliert, Schwarz aber seine Figuren (sogleich wieder zurückziehen muß, da e2—e3 nicht b2—b4 droht.
12. d5—d4 Dd8—e7
13. f3—f4 0—0
14. 0—0 Dieser so manifel aussehende Zug birgt den Keim des Verlustes in sich. Es müßte in Normalität des Zuges e6—e5, f3 Sg1—e3 gegeben werden, wonach Schwarz zunächst durch a7—e3 den Springer von b5 abhalten müßte. Das Spiel kamte sich dann folgendermaßen gestalten:
14. 0—0 e6—e5 15. d4—d5 Ld6—e5 15. f4—e5: Dc7—e5:
17. Le1—f4 mit guter Entwicklung. Schwarz legt nun den Angriff in frühem Geite fort.
18. e6—e5
19. e2—c3 Tf8—d8 Auf Ta8—b8 ist ein harter Zug.
20. Sg1—e3 e6—e5 21. d4—d5 Ld6—e5 22. Sg3—b5 Dc7—b6
23. c3—d4: Ld6—e5
24. Le1—e3 Dd6—b7 Es drohte d4—e5:
25. Dd1—e4 Le5—b6
26. b2—b4 Dieser Zug freit, was den schließlichen Springer (Schwarzen) Springer zum Abzug gegen den so gut positionierten Springer. Tad's nur ein Anze!
27. e4—e5
28. Sg5—e6: Dd7—e6:
29. Ta1—e1 Dd6—e8:
30. Sg3—e3 Dd8—d4:
31. Sg3—e4: Sg6—e6:
32. Sg4—b6: f7—b6:
33. Le3—f2 Ta8—a2: Entschieden:
34. Ta3—d1 Dieser Zug ist zwar ein Fehler, hat dessen Le2—e4 hätte gegeben müßen. Aber auch kann Güte Schwarz durch Td2: weh! Td4: sich entziehendes Ueberzucht gefahrt.

Stellung nach dem 27. Zuge von Weiß.
Schwarz.



27. e4—e5! Schwarz gewinnt nun eine Figur.
28. Le2—f2 Ta2—d2:
29. Td1—d2: e3—d2:
30. Td1—d1 Sg6—b4: und Schwarz gewinnt nach einer Reihe weiterer Züge.

Korrespondenz.

Schachfreund in Halle. Nimmt Schwarz den angebotenen Bauer nicht und gibt die Dame zurück gegen den Schürer, so hat Weiß ein zu bescheidendes materielles Uebergeheim, daß er die Partie gewinnen muß. Eine solche Partie würde kein guter Spieler verlieren, da eine weitere Fortsetzung nicht nur ohne Anstöß, sondern auch ohne Interesse wäre. — Ein Wärdungsgelegen hinter einem Zuge macht einen festen, ein Zwangsziehen einen schwachen Zug.

S. B. in Kilsleben. Sie übersehen bei Ihrer Lösung, daß nach 2. Dg4—f5 ♣ der König das Feld e5 offen hat. So einfach ist die Aufgabe doch nicht.

Stud. theol. S. B. in Halle. Ihre Lösung schreitert davon, daß der Springer e7 im zweiten Zuge auf f6 gezogen wird und das Mat am einen Zug verzögert.

S. S. in Zeitzborn. Danken sehr.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



einen hervorragenden Platz ein. Unter Astrologie oder Sternkunde versteht man im allgemeinen die Kunst, aus den Sternen die Zukunft vorher zu sagen. Die unermessliche Zahl der sich in 24 Stunden um die Erde wählenden Himmelskörper, die untereinander dieselbe Stellung fest und unveränderlich behalten, kommt für den Astrologen nicht in Betracht, für den nur sieben Gestirne, die zum Teil in verschiedenen Bahnen und in einem ringförmigen Streifen um den Himmel herumwandern, wichtig sind; es sind dies Sonne, Mond, Venus, Merkur, Jupiter und Mars. Die anderen Wandelsterne werden, weil sie dem unentwickelten Auge nicht erreichbar sind, nicht in die Beobachtungen und Berechnungen der Astrologie hineingegeben. Die verschiedenen Stellungen, welche die Gestirne zu einander oder zu den zwölf, den Tierkreis oder die Ekliptik bildenden, nach benachbarten Sternbildern benannten Himmelszonen einnehmen, bilden die Antriebspunkte für die astrologische Träumerei. Die Astrologie, die übrigens trotz ihrer Ungeheuerlichkeiten und Sonderbarkeiten lange in Geltung gewesen ist und geruame Zeit in der Kirche eine eifrige Verehrerin gefunden hat, ist ein Irrthum, aber ein natürlicher und großartiger. In alter Zeit fallen Religion, Astronomie und Astrologie in eins zusammen. Die astrologischen Vorstellungen sind von den astronomischen ungetrenntlich und die alten Astrologen haben vom Standpunkt ihrer Weltanschauung recht. Der genialste Astrologe und Astronom der alexandrinischen Schule, Claudius Ptolemäus, der 100 Jahre nach Christi Geburt lebte, und dessen Anschauungen an der Spitze der Astronomie in hohen Ansehen standen, sagt: die Kraft der Sonne ist zu erwärmen und mäßig zu trocknen, des Mondes Hauptkraft ist im Befeuchten, weil er der Erde und den feuchten Ausdünstungen derselben am nächsten ist; des Saturnus Kraft ist im Erkalten, etwas trocknet er, er ist am weitesten entfernt von den Quellen der Wärme, der Sonne und den feuchten Ausdünstungen. Der Mars tritt hervor mit der Kraft zu trocknen, er ist brennend, wie seine Farbe zeigt.

In ähnlicher Weise schildert Ptolemäus die übrigen Gestirne. Da nun, so schließt er, das Wärme und Feuchte, deren Quellen im Urfluffigen liegen, die Bedingung für die Fruchtbarkeit, die Belebung, die Erquickung und Stärkung ist, andererseits das Kalte und Trockne Erstarrung bringen, tödtlich wirken und die Dinge verschwinden und vergehen lassen, so sind drei Gestirne wärmehubend, Jupiter, Venus und Mond, zwei veredelnd und feindsüchtig, Saturnus und Mars. Wir sehen hier schon, wie alt die bis heute von vielen hartnäckig geglaubte Einwirkung des Mondes auf die irdischen Witterungsverhältnisse ist. Dieser Glaube an den Einfluß des Mondes bei der Wetterbildung ist nichts anderes als einer der wenigen Reste, welche die den Himmel nach mathematischen Gesetzen konstruierende Astronomie von der Astrologie übrig gelassen hat.

Wie schon bemerkt, war bei vielen Völkern des Alterthums Astrologie und Religion gleichbedeutend. Mond und Sonne und die übrigen Gestirne galten als Götter. Babylonier, Perser, Ägypter und Aender waren dem Gestirndienst ergeben. Unter uns kann sich eines Schauers erwehren, wenn er seine Blicke zum fernestehenden Firmamente aufrichtet; wie nichtig und klein erscheinen wir uns gegenüber dem unermesslichen Meer leuchtender Sterne, die seit Jahrtausenden ruhig ihre Bahnen kreisen, die mit ununterbrochenem Glanz auf die ewig sich verändernde Menschenvelt niederleuchten. Unsere Vorstellung verwirrt sich, wenn wir an die ungeborenen Entfernungen, an diese Raumunendlichkeit des winzigen Maßstab irdischer Größe legen, ihr Anblick bemähtigt uns, wenn dem forschenden Auge, das diese Sichtwelt zählend messen möchte, sich immer neue Welten und neue Wunder entpinnen, sich immer weitere Fernen erschließen. Man denke sich nur den Menschen in seiner Kindheit, wie er zum ersten Male erfauert, gebendet, erschüttert die Augen zu jener lichtstrahlenden Unendlichkeit, zu jenem schimmernden Sternennome aufschlägt. Es bezieht sich die Ahnung von etwas Höherem, Erhabenem, Unausprechlichem und Göttlichem, oder nach dem niedrigen Maße seiner geistigen Bildung faßt er die Erscheinungswelt naiv auf und Geist und Körper, Naturnothwendigkeit und sittliche Freiheit liegen noch ungetrennt bei einander. Wo jetzt unbeeilte Naturkräfte unter mathematischer Form walten, da leben und weben für die kindliche Anschauung des Menschen fremde und friedliche

Dämonen, und Sonne, Mond und die anderen Gestirne waren belebte Wesen.

Durch Größe, Glanz und Bewegung traten die erregtesten unter allen Sternen hervor, weshalb sich ihnen die höchste Verehrung zuwandte. Es ist nicht wunderbar, daß Perser, Ägypter, Griechen und die römischen Sonne und Mond als die Augen des Ormuzd, des Demirgen, des Zeus und des Pluto an schauten. Der Glaube an die Befehlsgewalt der Gestirne, an die Abstrahlung, ist als ein tief in der menschlichen Natur wurzelndes erst nach ihrem Kampfe der Aufklärung gewichen. Dürften die Gestirne nicht mehr die Rolle von Göttern spielen, so war es ihnen doch erlaubt, Einflüsse auf die Erde und das menschliche Leben auszuüben oder wenigstens, nachdem die wachsende Geistesbildung auch die Unhaltbarkeit dieser Anschauungen darzulegen hatte, sich für die Ereignisse der Menschenvelt in den Propheetenmantel zu hüllen. Wir lächeln über die wunderbaren Theorien der Astrologen, über die tollen Ausgeburten ihrer ungezügelten Phantasie, wir begreifen nicht, warum gerade diese oder jene Stellung der Planeten gerade dieses oder jenes und kein anderes Ereigniß des menschlichen Lebens bedeuten soll, aber ganz ist dieser Glaube noch nicht beseitigt. Die Annahme belebter Gestirne findet einen letzten und letzten Nachhall in der Phantasie des Künstlers. An der Kirche Santa Maria del Popolo in Rom und zwar in der Kapelle des Agostino Chigi ist die Schöpfung der Himmelskörper in Mosaten, die nach Raphael'schen Kartons gearbeitet sind, dargestellt. Auf diesem Bilde hat jeder Planet seinen Engel oder seinen Abstrahlung neben sich. Wer genekt hier nicht des Mondes in dem allerliebsten Anderlichen Bilderbuche ohne Bilder, wie er als fester und fremdbildiger Begleiter der Erde nur für sie lebt. Wie ein lebenswürdiges, wohlwollendes Alter liebt er die Menschen und ihr Leben und Treiben, er liebt sie in allen Tagen, mit allen Neigungen und Lebensweisen. Lieber als in das Sternengewimmel über ihm verweilt er sich in den wunderlichen, beweglichen Ansehenshüllen der Menschen, er lauscht gern dem unschuligen Gespräch der Kleinen, er horcht aufmerksam zu, wenn das Kind in Worte sein Nachgebet spricht und er ist betrübt, wenn eine Wolkenfahne ihm den Anblick der Erde verwehrt.

Die vorher ausgesprochene Behauptung, daß der Gestirndienst in der Kindheitsperiode der Menschheit das Produkt eines natürlichen Prozesses ist, trifft am meisten beim Monde zu. Von allen Gestirnen des Himmels stand keines im Anfang dem Menschen näher als der Mond, und es kam ihm zuerst bekrennen, daß in den oberflächlichen Vorstellungen die strahlende Sonne hinter dem bedeckenden Monde steht. Vergewärtigen wir uns, um dies natürlich zu finden, den Menschen, wie er zum ersten Male zum Bewußtsein seiner selbst erwacht. Der Strahl der aufgehenden Sonne berührt sein Auge. Die ganze Welt liegt plötzlich erschlossen vor ihm. Ueberall weist ihm die Sonne den Weg, sie zeigt ihm den weichen Lagerplatz, die Pflanzen, die seinen Hunger stillen, den kühlen Quell, der seinen Durst löscht. Wohl hat er beobachtet, daß die leuchtende Sonne am Himmel tiefer gesunken ist, aber er kann nicht ahnen, daß sie ganz verschwinden wird. Und es geschieht, plötzlich sieht er befürzt da, von tiefer Dunkelheit umgeben, sein Schritt wird unsicher, kaum wagt er sich zu bewegen, aus Furcht vor feindlichen, scheinbar aus der Dunkelheit erscheinenden Mächten, und diese Dunkelheit scheint ihm Vernichtung des Lebens, denn sie macht ihm das Leben unmöglich und er steht ratlos und hilflos da. Schon will er sich der Verzweiflung überlassen, da genahrt er mit einem Male ein eigenthümliches, sanftes Licht und hinter den Bergen steigt zu seiner jubelnden Freude mit ruhiger, milder Klarheit die silberne Scheibe des Mondes auf.

Er begrüßt ihn als seinen ersten Freund. Hat er sich nicht aus der ersten Gefahr errettet, hat er nicht die erste feindliche Gewalt, die sein Leben mit Vernichtung bedrohte, freudig bezwungen? Von nun an ist der Mond sein treuer, guter Freund. Wir sehen diesen Vorgang sich bei jedem Kinde wiederholen. Die Mutter sitzt mit ihm abends in unerschütterter Stube. Das Kind ängstigt sich vor der Dunkelheit, die von seiner Phantasie mit allerlei schrecklichen Gestalten bevölkert wird. Wie groß und held ist dann seine Freude, wenn der Mond plötzlich sein mildes Licht ins Zimmer gießt und alle Angstgebilde verdrängt.

Die Freundlichkeit, die der Mensch mit dem Monde schließt, wird noch durch verschiedene andere Umstände befestigt. Der

Schulter und sagte mit ihrer süßesten Stimme: „Treffe ich Dich hier, mo' als, als barmherziger Samariter?“

„Die Frau Vierhörler hat es so angeordnet,“ antwortete Fritz, ohne aufzuheben.

„Mon' als, wie lange ist es her, seit Deine gute Mutter starb?“

„Ein halbes Jahr!“ entgegnete er in gleicher Weise.

„Und wie ist der Rufname Deines lieben Vaters, mon' als?“

„Mein Vater heißt Ernst und ich heiße Fritz.“

„Mon' trös' eher als!“ hauchte sie, nahm feine Hand in beide Hände und drückte schnell einen Kuß auf seine Stirn und dahin schwebte sie.

„Nanu! 's ist doch abgesehen!“ griffte Fritz und stampfte trotzig mit dem Fuße. „Ich bin kein Mondvieh! und laß mich doch durchsah! — aber auch nicht abgesehen!“

In ihrem Zimmer angekommen, ersetzte Brüdem Besatz abermals den gefundenen liebeigen Besatz, presste ihn an ihre Lippen und las ihn wieder und immer wieder durch. C. S. war er unterdessen ewig Dein C. S. Das war eine vollständige unmöglich mißzuverstehende Liebeserklärung, die ihrem so lange mißachteten Herzen unendlich wohl that. Schnell entschlossen nahm sie einen Briefbogen, liehe eine papierne Rosenzweige darauf und schrieb als sympathische Fortsetzung des begonnenen Viebes:

Erlebe ich fröhliche Tage
Da, die ich schenke Du!
Und selbst meine schmerzliche Klage
Wandert nicht Du! — Beantwärt' Du
Ewig Deine Karoline.

Dann steckte sie den Besatz in ein zierliches Couvert und adressirte:

An
den Königlichen Förster, Herrn Ernst Schulz,
zu Forsthaus Eichenbusch.

Ein papiernes Vergißmichnicht bildete das Siegel, bei dessen Aufheben sie ein zufriedenes So! — ausbrachte.

Was doch Förster Schulz noch in seinen besten Jahren und eine echte Mimrobisfigur, ein geachteter Mann, ein tüchtiger Beamter. War solcher Mann nicht stets das Ziel ihrer Wünsche gewesen? Und was anders als Liebe zum Wohlleben hatte sie bisher geführt, in das einsame Forsthaus, in dem sie bei einer höchst materiellen Frau als Gouvernante eine Nebenrolle spielen mußte. Nein, sie war fast entschlossen, die Hand dessen nicht zurückzuweisen, der in so reizenden Verden ihr schrieb. Der geistesreiche Knabe, des Försters Sohn, erschien ihr nicht als Hinderniß, er sollte dem Vater das Briefchen überreichen, welches die Befähigung brachte, daß Karolines Herz die zarte Werbung verstanden habe.

Sie knete wieder nach dem Pferdehals und legte das wichtige Schriftstück in Fritz's Hand. Bewahre den Brief aber ja sorgfältig, mon' trös' ober als! liepeite sie und eilte dann so schnell als möglich hinweg.

„Das ist zu toll! Die ist verrückt!“ sagte Fritz wüthend — was er weiter im Jörn murmelte, blieb mit unverständlich.

Literatur und Kunst.

* Im Verlage von Frommisch & Sohn zu Frankfurt a/D. ist ein neuer Roman des Schwedisch, „Die gut Brandenburg allemal“ erschienen, der als eine vollkommen glatte zum Aufgehigen schnell Gmang in die gebildete Welt finden dürfte. Der Verfasser erzählt uns die Geschichte und das freudlose Ende des letzten Grafen von Lindow und Neustrup. Unglück ist das Schicksal Graf Wichmann's mit jener großen Zeit verbunden, in welcher er freierer Geist sich in den besten Jahren zu regen begann, mo' an den Hirtentönen, den Vorlesungen und in den Sitten die Erkenntniß von der reinen Lehre sich Bahn brach und die große Geistesheit des silbernen Augustinermönchs, die Reformation, dem deutschen Volke ein neues Zeitalter erschloß. Mit allen großen Männern, die jener Zeit ihren bedeutenden, weitbewegenden Charakter verliehen, tritt Graf Wichmann in nahe Beziehung: nicht selten ist er der Frankfurter Synode, ein fürstbischöflicher bürgerlicher Hofe zu Berlin, wie an löchlichen Orte zu Wittenberg — der Hochburg der Reformation — und mit Luther endlich auch dem Reichstage zu Worms. Die Ergrübelung ist von hoher Begeisterung für jene Zeit, von wärmere Liebe zum Vaterlande durchdrungen und schildert die Schönheiten der Mark mit ihrer Gade, ihren herrlichen Farnenwäldern und glühenden Seen in ansiegender poetisch angehauchter Weise.

* Deutscher Multiplikator. Umfangreicher und zuverlässiger Rechenhefter für die Höheren der Gmüß und Mittlere-Berufen des Reichs, von Herr Gen. v. Gmüß, von dem Reichs-Kaufmanns-, Handels- und Gewerbestand des Reichs, veranlaßt von allen auf Multiplikation benannter Zahlen beruhenden Berechnungen, bei dem Ein- und Verkauf von Waaren, Anrechnungen u. s. w., unanfechtlich die Einlage von 1 Rgr. bis 1000 Rthl. und zwar bis 10 Rthl. von Rgr. zu Rgr. liegend, befreit von 3. Mängelhaftigkeit; Müllig-Kunden-Vertrieb. 188 Seiten gr. 8. 2 Rthl. Das vorliegende Werk ist ein Werk, das die Ausführung von solchen Rechenarbeiten, welche auf Multiplikation einmühen und zusammengehefter Größen beruhen, zu erleichtern und hierdurch eine Erparniß an Zeit und Arbeitskräften herbeizuführen; auch wird bei der Zuverlässigkeit des Wertes sehr vielen Nachtheilen vorgebeugt, wie solche bei doppeltem Rechnen und im Drange der Geschäfte leicht entstehen können. Das vorliegende Werk ist ein Werk, das die Ausführung von 1 Rgr. bis 10 Rthl. von Rgr. zu Rgr. liegend, und 11 Rthl. bis 100 Rthl. von Rthl. zu Rthl. liegend, und enthält unter Zugrundelegung dieser Einheitsreihe nicht nur die Kosten für jede Mehrheit von Rthl., Mth., Kubilmeter, Scheffel, Liter, Meter, Centimeter, Schuh, Mangel, Dubend, Erid, Wallen, Kiech, Buch zc., sondern auch die Kostenpreise für die aus Rthl., Rgr. und Mth. oder Scheffel und Liter ausgedrückten Mengen, z. B. für 25 Rthl. 2 Rgr. 27 Mth., oder für 18 Scheffel 45 Liter.

* Griechen's Reie-Bibliothek, von welcher in diesem Jahre ein großer Teil in neuer Bearbeitung erschienen ist, behauptet seit Jahren einen hervorragenden Rang in der Reie-Literatur; mit jeder neuen Auflage bürgert sie sich mehr und mehr in der Gmüß der Reierenden ein. Soeben ist in dieser Bibliothek der 6. Band neu erschienen: Berlin, Potsdam und Lindeburger, Prachischer Wegweiser für zwei Händeln von Berlin, Plan von Potsdam sowie Karte der umgebenen Gegenden, 29. verbesserte und vermehrte Auflage. Bearbeitet von Ernst Friedel.

* Karl Julius Schirer, dessen jüngst erschienene Fruchtromantare ihn in weiteren Kreisen bekannt machten, äußert sich in seiner Vorrede „Ueber die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater“ (Gelehrter. Gebr. Neumann) in Bezug auf die Wiener Lande sehr günstig über die Aufführungen. Er rühmt seine früheren Betrachtungen folgenden Worten: „Das Ergebnis ist ein großer Erfolg. Nicht Bilder sind es, die nicht ballstarke Entwürfe sind es, die zurückbleiben, sondern Erhebung! Die Größe des Gegenstandes trägt die Bilder und erhebt uns bei einer so herrlichen Darstellung. Nicht vereinzelt, sondern vielfach wiederholt hörte man in Bezug auf den ersten Theil — als ob man ihn erst jetzt kennen lernte — dieser Dichtung Forme doch keine zweite gleich. In Bezug auf den zweiten Theil muß man sagen, daß derselbe, der bei der Aufführung nicht gesehen, von dem Einbrüche keine Vorstellung haben kann. Da verweise nur auf die im Vorwort mitgetheilten Beobachtungen. Von Sobiet erfüllt, geht das Publikum aus einer Darstellung des zweiten Theils wie kaum bei irgend einer anderen Dichtung. — Und da wollen wir noch immer fragen, ob er aufführbar ist? — Ich denke, die Frage ist entschieden.“ Der zweite Theil hat sich die Bühne erobert wie vor einem halben Jahrhundert der erste! — Hinausgegangen fühlte man sich in eine höhere Sphäre, aus allen Erdenleben und allem Kleinmuth. Das ist kein gewöhnlicher Erfolg! Was Goethe von der Dichtung forderte: „Das Ungezogene Züchtige, das Menschengehörliche Zwangende haben wir erfüllt. Wir haben fernere erfüllt, daß die schönen Worte von der Bühne herab doch noch schmerzlich klingen als beim stillen Lesen; daß Goethe's Lebensträume in der Darstellung doch noch herrlicher sind als man sich's im Leben denken kann! Das Ganze wird bei wiederholten Aufführungen dem Publikum natürlich immer deutlicher werden und die großen Einbrüche der Haupttheile werden das Verständnis des Ganzen allmählig noch tief ziehen und die Aufmerksamkeit der Zuschauer, die der Erhebung zu idealen Höhen gar sehr befeh! — Man sieht das Wunder weiter vollziehen und der Dichter mit einem Werke, das ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode erst in weiteren Kreisen erkannt wird, sein Volk erheben.“ — Diese Urtheile rühmen nicht angeht, der von uns schon wiederholt erwähnten beachtenswerthen Aufführungen des ganzen Faust im Neuen Leipziger Stadttheater von ganz besonderem Interesse sein und viele zum Besuche der besagten Vorstellungen anregen.

Mannichfaltiges.

* Telegraphenamt auf hoher See. Ein französischer Agentur hat das Projekt anzuweisen, das auf dem Abbel von Marsee in Marsee auszubringen werden soll, mittels der unterirdischen Kabel den Schiffen Gelegenheit zu geben, zu telegraphieren. Es sollen an dem Hauptabbel vierfache Abzweigungen angebracht werden, welche mit einer Boje versehen, auf der Oberfläche des Wassers treiben. Wenn das Schiff eine solche Boje trifft, ist braucht es nur seinen Apparat mit der Leitung des Kabels in



„Herr Stanz!“ rief er, „sind Sie fertig? in einer halben Stunde fahren wir ab.“
 Herr Stanz that mir leid. Ich lief zurück in unsere Schlafstube und weckte den noch in süßen Schlummer Ruhenden. Ich half ihm, holte Haarf, Pomade und Parfüm herbei und goß den Kaffee ein und aus, um ihn munterer abzulieben.

Schon spannte der alte, einäugige Salpmanu die Pferde an, als Stanz noch mit dem Einpacken der nötigen Baviere beschäftigt war und der Oberförster bereits den Wagen bestieg. Stanz schlug fertig das Pulver zu und steckte vorständig den Schlüssel in die Tasche. Ohne sich weiter umzusehen, sprang er hinaus, bestieg den Wagen und fort ging es im Trab.
 „Macht keine Dummheiten beim Schießen!“ rief der Oberförster im Absahren zurück. — Fräulein Lieschen wünschte dem Papa glückliche Reise und stieg hinauf in den Milchstall, um dort ihren Geschäften obzuliegen.

Bei dem Eintritt in unsere Stube fiel mein erster Blick auf ein rosafarbenes Papier, welches insofern des raschen Schließens des Pulvers der Luftströmung herausgeschleudert haben mochte. Ich hob es auf und legte es unlesen auf den Schreibtisch. Neugierig war ich wohl, es zu lesen, und doch schien es mir unpassend in fremde Geheimnisse einzudringen.

Anders dachte Fritz, der nun eintrat. Ohne Bedenken ergriff er das Papier und las:

Alles was ich wünsch' und was ich wähle
 Ja, das bist Du — bist einzig Du!
 Das theuerste Gut meiner Seele
 Ja, das bist Du — bist einzig Du.
 Ewig Dein E. S.

„Höre, Julius!“ jubelte Fritz und machte einen Freuden sprung, „das ist ein köstlicher Fund. Das giebt einen Hauptssatz! Die Verse sind an unser Pieschen gerichtet — kalulur' ich.“
 „Ja, ja!“ 's ist wahr!“ sagt der alte Hinz. „Stanz hat das Pulver fest verschlossen — hat also keine Idee, daß wir den rosafarbenen Herzenserguß in den Händen haben. Verstehst Du, Stieh! dort drüben steht ein Fenster ein wenig offen in der Stube des Fräulein Parleuw — und dort im Garten geht die Danae schon im Thau spazieren. Gewiß schwärmt und dichtet sie wieder — Verse an den Wald — an das Stillleben im romantischen Forsthause — wie sie neulich meinem Vater eins geschickt — das wird ein Hauptstück, wenn sie denkt, daß sich Edwin Stanz in sie verliebt hat!“
 „So! das wäre glücklich besorgt!“ rief er voll Freuden und rieb sich die Hände.

Aber ich verstand nichts davon. Alle meine Gedanken galten meinen Schließversuchen. Mit Linie machte ich runde Kreise auf einige Papierbogen, die als Scheiben dienen sollten und drängte zum Aufbruch.

Die Sonne stieg majestätisch über dem Walde empor und durchdrang tiefgreifend die dichten Nebel, die sich in den Thälern gelagert hatten. Das Wetter versprach herrlich zu werden. Wir durchschritten den Pflanzgarten und häften mich nur die Schließübungen nicht allzu sehr beschäftigt, ich hätte mit großem Vergnügen die zahlreichen Varietäten der Waldbäume bewundert, die hier gezeigelt wurden. Fritz nannte sie mir alle mit deutschen Namen, viele sogar mit ihren lateinischen.

„Um Gotteswillen, höre auf Fritz! lieber lehre mich schießen! schießen! schießen! — Aber er! laß! — verstehst Du? Er befragte dich Gesäßst mit lundiger Miene, maß das Pulver ab und erklärte mir jeden Handgriff. Welch unschätzbaren Freund hatte ich in Fritz gefunden: Fritz zeigte mir am Stande wie ich das Gewehr anlegen, wie ich zielen sollte und er alles fertig glaubte, befehl er mir loszuschießen. Puff! halbe der Schuß und rief ein hundertfaches Echo nach; — ich aber hatte einen thätigen Schlag ins Gesicht, eine Jagen. D'heraus vom Stöße des Gewehrs bekommen, die recht wehe that. Wozu verachte ich zu lachen, aber das Lachen mochte sich durch die hervorquellenden Thränen hürlos genug ausnehmen. Fritz lachte aus vollem Halse und ließ und holte die Papierfelle, die mir nicht das beste Schrotkörner getroffen war. Dieser Umstand wurde das erste Schrotkörner auf meine Verbindung und ich hat Fritz von neuem zu loben.
 „Dann müssen wir die Lobung etwas verschärfen, sonst wird es nichts“, sagte er mit Remermeine. Mit ungeheurer Aufmerksamkeit beobachtete ich das Laden der Wäpffelle.
 „Sieber Himmel! Dort kommt sie!“ rief er plötzlich.

„Wo denn? wer?“
 „Nun, die Parleuw! Ob sie Herrn Edwin Stanzens Vers schön gefunden haben mag? Nein, das ist wohl nicht möglich!“

„Bon jour!“ rief sie schon von weitem uns zu. „Das ist ja herrlich, daß ich Euch hier finde, mes enans!“ Der Schuß hat mich fergelockt, durch das betraute Gras und Getrüpp. Meine Toilette ist freilich ein wenig affonirt und durchnäßt. Schadet nichts, das Waldleben, welches ich schwärmerisch liebe, bringt es so mit sich. So ist's recht, mon fils!“ lagte sie zu Fritz. „zeige nur dem Julius eins genau! Zeigen Sie es dem Julius, wolle ich gegen Gott, man verpöcht sich so leicht, wenn man liebt — und Dich, mon fils, liebe ich, als wäre ich Du mein eigenes Kind!“
 Fritz sah nicht auf, sondern nahm den Kadestod und lud weiter.

Wie befindet sich Dein Herr Vater?“ frag sie wieder.
 Fritz wollte eben antworten, als ein Irrerler, lauter und schnell wiederholter Pfiff vom Forsthaus her erkante und die Figur des alten Hinz in der Ferne sichtbar wurde.

Gewiß war etwas Lungenentzündetes passiert, das unsere Rückkehr erforderte. Auch diese Hinz mit kaligen Winken folgte zurück ohne auf uns zu warten. Das alte Fräulein nahm ihre bis an das Knie durchnähten Kleider zusammen und selgte uns nach.

Im Forsthafe hielt ein Wagen, den die Frau Oberförster, Pieschen und das ganze Hausgeinde umstand. Die Frau Oberförster tauchte Kappen in einen Eimer mit Wasser ein und beschäftigte sich eifrig an Wägen.

Wer beschreit unsere Nengier! Wir liefen fast Sturm, so daß die gute, dicke Parleuw weit hinter uns blieb.

Aber auch, wach ein Ereignis! Auf dem Wagen lag ein Hirsch — ein großer lebendiger Hirsch! — obgleich nur Spießer, war er doch stark und ausgewachsen. Mit Striden gebunden, lag das edle Thier auf einer Spülte Stroh, in ohnmächtiger Wuth die Fächer rollend und aus den weitgeöffnerten Nüstern weißen Schaum ausstößend.

Ein offener Brief eines kenochbarten Antimanns, der die fistalische Jagd nicht mitgepackt hatte, zeigte dem Oberförster an, daß der Hirsch auf seiner Heimkehr, von Wundbunden gehegt und dann von ihnen gepackt und niedergeschrien worden sei, bei welcher Gelegenheit auch die Verletzungen am Hintertheile des Thieres entstanden wären. Ob der Herr Oberförster dem Hirsche den Genickfang geben oder denselben heilen wolle, dürfte er nicht entscheiden. Hochachtungsvoll u.

„Darüber werde ich entscheiden!“ sprach energisch die Frau Oberförster und betrachtete die Wunden des Thieres. „Bring Wasser, Lappen! Pieschen, die Arnika steht auf dem Regale! Ich wasche und kühle so lange die Wunden, bis der leere Stand im Pferdehülle eingewandt ist; dorthin bringen wir den Hirsch und warten ab, was mein Mann dazu sagen wird. Er! wenn der Hirsch sich im Stalle befindet, werden die Stricke abgenommen. Fritz und Julius, Sie sorgen für weiche dicke Streu! Auch sehen Sie nach, ob keine Bretter locher sind und daß nirgends Nagelspitzen hervorsehen! Hebt die Wagenbretter auf und laßt den Hirsch bequem auf die Wildtrage gleiten.“

Alle, auch wir legten Hand an. Einen Hirsch zu tragen und noch dazu einen lebendigen Hirsch — das war ein seltenes Vergnügen für angehende Jäger.

Der alte Hinz strahlte vor Freude, machte seine allerlängste Nase und meinte: „Ja ja, ein seltenes Vergnügen!“ 's ist wahr!“
 Bald lag der Hirsch auf weichen Stroh im Pferdehülle. Er war sehr ermatet, machte verzehliche Versuche, sich zu erheben, nahm aber doch einige Rindblätter an, die wir ihm vor das Geß hinlegten. Diese seine Schwäche allein machte es möglich, die Verwundungen zu kühlen; ein Geschäß, dem wir beide uns nach Anweisung der Frau Oberförsterin mit größter Gewissenhaftigkeit unterzogen.

Pflichtlich errieth Fräulein Parleuw in der offenen Stalltür und sah ganz verklärt aus. Nicht allein ihr Auge glänzte und ihr Antlitz lächelte Seligkeit — nein, auch das durchnähte Kleid war mit einem rosafarbenen Gewande vertraut. Selbst eine späte Rose blühte in ihren von Silberfäden durchzogenen Locken.

„Alle Teufel!“ murmelte Fritz und stieß mich an, „da ist sie schon wieder!“
 Das Fräulein trat hinter ihn, legte die Hand auf seine

Mond hält das, was er verspricht. Wie sanft ist sein Licht. Während wir unsere Augen vor den blendenden Strahlen der Sonne schließen müssen, senken wir ungerührt den Blick in das ruhige Mondlicht. Ja, wir haben alle beim Anblicken seines milden Lichtes so schnell den Eindruck eines fremdlichen Gemüthes, daß es wunderbar wäre, wenn nicht alle traurigen Seelen, alle Verliebten, alle überhaupt, die irgend eine Last im Herzen tragen, ihn zum Mitwäuser und Theilnehmer ihrer Sorgen, Schmerzen und Freuden machten. Auf der anderen Seite bereitet die freundliche Milde seines Lichtes einem bekümmerten Herzen Tröstung und Stärkung, und der Umstand, daß er meistens auf die schlafende Erde niederfällt, qualifizirt ihn unwillkürlich zu einem Gerolde der Ruhe und des Friedens. In ausgebeuteten Maße macht der Dichter von der Freundschaft des Mondes Gebrauch. Wo gäbe es einen Sängler, sänge er unsterbliche oder flüchtig verrauchende Lieder, der nicht den Mond angezungen hätte. Wir denken hier an das unvergleichlich schöne Goeth'sche: Küßest wieder Buch und Thal still mit Nebelglanz; an Faust, der von dem lieben Lichte seines trübseligen Freundes Gesundheit und Erlösung von allem Wissensqualm hofft; an den Klopstock'schen Gruß: Willkommen, o silberner Mond; an Heine, der in vielen seiner Liebestieber mit dem Monde operirt und uns sogar von einer schlanken Wasserlilie erzählt, mit der sich der sonst so erbare Mond in ein Liebesverhältnis eingelassen hat. So ist denn der Mond der Freund der Verliebten, Bekümmerten, Trostbedürftigen, Sehnüchsellosen, Schwärmen und Nachdenkenden. Schon aus diesen Gesichtspunkten, denen leicht noch andere angegeschlossen werden könnten, erkennen wir, wach eine bedeutende Rolle dem Monde zugewiesen ist und wie sich seiner der Aberglaube bemächtigt wird. Aber es giebt noch andere natürliche Beziehungen, welche uns die Bedeutamkeit des Mondes für unsere Vorstellungen völlig erklärlich sein lassen. Zwar ist das von ihm gesendete Licht sanft und schön, aber es giebt uns auch, da es unrichtig ist, zu allerlei Täuschungen Anlaß. Man vergesse nur nicht, in welchem Verhältnis das Mondlicht zum Sonnenlicht steht und daß die Leuchtkraft des Mondes zur Zeit seines höchsten Glanzes nach angelegten genauen Messungen kaum den zwelbhundertsten Theil des Sonnenlichtes beträgt. Wie wesentlich anders wird sich daher eine Gegenheit in der Mondbeleuchtung darstellen, die wir vorher in der strahlenden Helligkeit der Sonne wahrgenommen haben. Denken wir uns, um ein recht schlagendes Beispiel zu wählen, zur Zeit des Vollmondes einen Laubwald, dessen Bäume ein dichtes Blätterdach mit ihren Kronen bilden, so daß sich nur hier und da in das Dunkel ein einzelner Mondstrahl hineinfindet. Welch eine geheimnißvolle Beleuchtung, wach ein die Phantastie erregender Kampf zwischen der Finsterniß und dem bläulichen Mondlicht wird da entstehen. Kann wird es uns als Schwäche ausgelegt werden können, wenn uns bei einer Wanderung durch solch einen Wald ein gewisser Schauer anweht, und es dem Awieltich des Mondes gelingt, alle sich um darbietenden Bilder zu verzerrern und uns unheimliche, schreckliche Gestalten vorzutauseln, die um so leichter vor uns entstehen können, als der Schatten der Mondnacht fast der absoluten Dunkelheit gleich ist. Nun verstehen wir das Wort des romantischen Dichters:

Mondbesänzte Raubernacht,
 Die den Sinn gefangen hält,
 Hundervolde Märdenwelt,
 Sterg! auf in der alten Nacht.

Eine solche mondbesänzte Raubernacht mit ihrem trügerischen Lichtspiel ist die offene Thüre, zu welcher der Aberglaube mit dem Gesolge seiner freudlichen und finsternen Geister hereinströmt.
 Auch nach einer anderen Richtung ist der Mond für den Menschen bedeutungsvoll. Nach einem schwülen Sommertage verbindet sich mit dem Aufsteigen des Mondes die erquickende Abendkühle, und wie nahe liegt es dem naiven Sinn, den Mond als freudlichen Spender der erquickten Räfte anzusehen. In hellen Mondnächten konnten und können nomadische Stämme ihre Wanderungen nach anderen Weidplätzen ausführen. Die wolklosen Nächte, welche leicht mit Mondnächten zu wechseln sind, genädern regnerarmen Gegenden die Wohlthat des Thaus und führen für wärmere Landstriche eine plöbliche und schädliche Abkühlung herbei, zwel Thatsachen, welche wiederum zur Erzeugung von allerhand irigen Vorstellungen über den Einfluß des Mondes auf die Erde geeignet sind.

Weitbin am wichtigsten für den Menschen der Urzeit ist der Umstand, daß ihm der Mond und nicht die Sonne die Eintheilung der Zeit ermöglichte. Nichts war natürlicher, als daß der Mensch die frühesten Zeiteinteilung an das Wiedererkennen des Mondes knüpfte. Da in der Abenddämmerung zuerst die Sichel des Neumondes erschien, so legte mit der Abenddämmerung der Tag und die ältesten Völker rechnen ihren Tag von Abend zu Abend. Die älteste Periode ist der Mondmonat und das älteste Jahr das Mondjahr. Bei sich der Mond mit der regelmäßigen Wiederkehr seiner Lichtphasen ungeachtet als Zeitmesser dar, so kann es nicht wunder nehmen, daß man sich auch seiner für die Abgrenzung größerer Zeiträume bediente.

Aus alle dem ergibt sich, daß der Mond von jeher mit dem Menschen durch die mannichfachen Bande verknüpft gewesen ist. Der Himmelskörper, dessen Eigenartigkeit die Menschen in so ausgebeuteten Grade beschäftigt, mußte sich ein bei weitem höheres Ansehen als das eines bloßen Begleiters der Erde aneignen. Der Glaube von allgemeinem Eingreifen des Mondes in die irdischen Verhältnisse entwickelte und steigerte sich allmählig und leidet zu der Annahme, daß man mit ihm in allen menschlichen Zuständen und Verrichtungen zu rechnen hat.

Zwei Punkte der Mondbahn treten besonders hervor, der Beginn seiner Laufbahn und die Erreichung seiner höchsten Lichtfülle. Alle zwischen diesen Stellen liegenden Früher mit dem Namen „höckeriger Mond“ bezeichneten Lichtphasen wurden, z. B. bei den Germanen, nicht als glückverheißend oder unglückdrohend angesehen, weil sie kein bestimmtes Bild darboten. Anders ist das beim Neumond und Vollmond, welche beide für die Pflanzen- und Thierwelt, für das häusliche Leben der Menschen und die Bitterungsverhältnisse außerordentlich einflußreich und maßgebend sind.

Den Thier einer besonders glücklichen Zeit genoß der Neumond und die Thatsache seiner Zunahme begünstigte die Vorstellung, daß alle auf Wachsen abzielenden Verrichtungen in dieser Zeit mit Erfolg geführt sind, wogegen sich beim Vollmond, also bei abnehmendem Lichte, die Betreibung solcher Geschäfte empfiehlt, bei denen eine Trennung, Auflösung, Fällung oder Erlegung beabsichtigt wird. Jedoch bedeutet auch manchmal der Vollmond Fülle ohne den Nebenbegriff der beginnenden Abnahme. Zweifel kommt es auch vor, was auf anderen Gebieten des Aberglaubens eine häufige Erscheinung ist, daß der Mensch sich seine Symbolik konstruirt, wie sie ihm gerade in den Kraut paßt. So sprechen die Hübner zum Neumonde: Sei gegrüßt, Mond, daß du alt werdest und ich jung bleibe. Etwas ähnliches ist das Gebet des Kranken: Animm! zu, aber meine Schmerzen mögen abnehmen. Freilich können nicht alle abergläubischen Vorstellungen vom Einfluß des Mondes von dieser natürlichen Symbolik erklärt oder von dem Glauben von der durch den Mond verursachten Fruchtbarkeit begreift werden und manches dem Aberglaubens wird uns begegnen. Das ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß die Erfahrung, weil sie sich manchmal zu energisch der allgemeinen Anschauung entgegensetzt, im stante war, hier und da abergläubische Vorstellungen zu modifizieren und Ausnahmen von der Regel festzusetzen. Eine kleine Blumenlese aus dem Wirrwarr der vom Aberglauben aufgestellten Regeln und Gesetze mag das Gesagte verdeutlichen.

Alles in die Wurzel Wachsende soll im Neumond geest werden, ausgenommen jedoch die Zwiebel; was ins Kraut wächst, ist bei wachsendem Monde oder Volllicht zu säen. Den Gewächsen, die Samen oder Frucht tragen sollen, bekommt der wachsende Mond besser, wogegen der abnehmende Mond den Pflanzen zuträglicher ist, bei welchen nicht Samen oder Frucht erwartet wird. Alle Thätigkeiten bei Blumen: Säen, Pflanzen, Verlesen müssen in die Zeit nach dem Eintritt des neuen Lichtes gelegt werden, bei gefüllten Blumen hat das vor oder im Neulicht zu geschehen. Erben, Wohnen, Ansen, Widen sind im letzten Viertel zu säen, widrigenfalls sie lange blühen und keine Früchte bringen. Nasse und niedrige Felder sind bei abnehmendem, hohe und trockene bei zunehmendem Monde zu besäen. Für das Getreide giebt es eine ganz eigenenthümliche Regel, insofern gerathen wird, dasselbe während des Neumondes am Vormittag, während des alten Mondes am Nachmittag zu säen. Bei zunehmendem Monde gefälltes Bauholz ist saftig, feucht und wird bald wurmfällig; Brennholz ist bei zunehmendem, Laubholz bei abnehmendem Monde zu säen. Im



Oegenau hierzu dauern die im Neumond geschnittenen Bambusblätter zehn Jahre, wogegen die im Vollmond geschnittenen in einem Jahre faulen.

Für die Sammlung von Kräutern ist der Neumond die geeignetste Zeit. Der Wein, der während des abnehmenden Mondes geleitet wird, ist gut und dauerhaft. Die Einwirkung des Mondes erstreckt sich sogar bis auf den Mist, den man um das Waschen des Unkrautes zu verhitzen, bei abnehmendem Monde auf das Feld bringen muß.

Obenjo steht die Kierwelt unter dem Gepter des Mondes dem, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die Entschöpfung der Kälter, Sämmen und Ziegen geschieht im Volllicht am besten. Aufstern, Muscheln, Schnecken sind välliger im Neulicht. (Schluß folgt.)

Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie.

Von Dr. G. Baumert.

Ueber Lupinenditterung.

VI.

Zuletzt wurde des Wiberhanfes gedacht, welchen die lebende oder ungerührte Zellmembran des Lupinenternes beim Auslaugen mit neutralen (d. h. weder alkalischen noch sauren) Flüssigkeiten dem Austritt des Zellinhalts entgegensetzt. D. Kellner hat bei seinen Versuchen diesen Umstände Rechnung getragen und die Zellmembran auf doppelte Weise durchlässig zu machen gesucht, nämlich durch Hitze und Kälte. Zur Zerföhrung der Zellhäute bediente sich K. zunächst des Dampfes. In einem dem Gengschien Kartoffelbämpfer der Bremerischen Anstalten Apparate wurden die Lupinenterner nach 24 stündigen Aufquellen in Wasser auf 140° C. erhitzt. Im selbstgeschlossenen Apparat herrschte bei dieser Temperatur natürlich ein Lieberdruck und alle Zellräume im Lupinenterner sind mit gespanntem Wasserdampf erfüllt. Wird nun nach einer 1/4 Stunde der Apparat plötzlich geöffnet, so sprengt der in den Zellen eingeschlossene Dampf die umgebenden Wandungen. Die Körner werden sogleich in Wasser geworfen, welches unter öfterem Umrühren nach 12 Stunden erneuert wird. Dieses Auslaugen muß vier Tage fortgesetzt werden, um den Lupinen ihren scharfen und bittern Geschmack vollständig zu benehmen und gingen hierbei 18,2 Proz. Nährstoffe verloren. Die Verheilung des Verlustes auf die einzelnen Bestandteile der Lupinen ist aus folgender Zusammenstellung ersichtlich (nach Wiedemann's Centralblatt 1880):

Table with 5 columns: Substanz, Rohwert, Entbitterte Rohwert, Nach dem Entbittern Rohwert, Verlust in % der Einzelbestandteile. Rows include Protech, Fett, Näge, Gelatin-Stickstoff, Nicht-Protolstickstoff.

K. macht auf Grundlage dieser Zahlen darauf aufmerksam, daß die Verluste an Rohnährstoffen nicht sehr erheblich seien und hauptsächlich die minderwertigen Körnerbestandteile betreffen, nämlich die Schleimverbindungen nicht-eiweißartigen Natur, die Mineralstoffe (Näge) und stickstoffreichen Extraktstoffe (17,7 Proz.). Der Gehalt an wertvollstem Protein und Fett werde dagegen weniger geschädigt, im vorliegenden Falle um 3,6 Proz. bezüglich 6,5 Proz. Es wird ferner hervorzuheben, daß diese Verluste sich in der Praxis noch vermindern würden, da man das Auslaugen nicht bis zum vollständigen Verschwinden der Alkaloid- id vermeide den im vorliegenden Falle völlig unzutreffenden, aber in der neueren Literatur immer wieder gebrauchten Ausdruck „Bitterstoffe“ - fikturieren brauche.

Als man die in oben angegebener Weise (unter Dampfdruck) behandelten Lupinenterner einer genaueren Untersuchung bezüglich ihrer Zellstruktur unterwarf, fand man, daß das Zerreißen der Zellwandungen bei der plötzlichen Aufhebung des Dampfdruckes nicht in dem erwarteten Maße stattgefunden habe. Und doch war das Auslaugen ein befriedigendes gewesen. Dies führte K. zu der Vermuthung, daß es, um die Zellwandungen durchlässig zu machen, genüge, Dampf von gewöhnlicher Spannung auf die Körner wirken zu lassen. Als

zweckmäßigstes Verfahren der Entbitterung empfiehlt nun K. auf Grund seiner Beobachtungen folgendes:

Die Lupinen werden 24-36 Stunden in kaltes Wasser eingeweicht, hierauf eine Stunde lang in gemäßigtem Wasserdampf gebracht und alsdann in geräumige Bottiche oder Tonnen geworfen, welche mit Wasser gefüllt sind; nur die Hälfte der Bottiche ist mit Wasser zu füllen, derart, daß die Wasserschicht über den Lupinen ebenso hoch ist als die Wasserschicht ausmacht. Das Wasser wird nach öfterem Umrühren täglich zweimal abgelassen und erneuert, nachdem die Körner etwas abgekühlt sind. Ist so das Wasser in 40 Stunden viermal erneuert worden, so sind die Lupinen zum Verfeinern fertig. Bei der Verwendung von Kupfervasser empfiehlt es sich, demselben etwas Chlorcalcium, auf 1 Centner Lupinen etwa 100 gr in vier Portionen, zuzusetzen.

Als Mittelwert für die Verluste, welche die Lupinen durch die eben angegebene Entbitterungsmethode erleiden, fand K. bei verschiedenen Versuchen 15-20 Prozent. Das gilt jedoch für reife Körner; bei unreifen steigt der Verlust bis zu 28 Prozent.

Wesentlich von praktischer Wichtigkeit, jedenfalls nicht ohne Interesse ist endlich Kellner's Beobachtung, daß auch ohne niedere Temperatur die Zellwand des Lupinenternes durchlässig wird. K. ließ nämlich gequollene Körner gefrieren, ließ sie schnell wieder aufthauen und fand, daß sie nun ihren bitteren Bestandteil vollkommen in kaltes Wasser austreten lassen.

Abhandlungen über populäre Heilkunde

von Dr. C. F. Kunze.

LXVII.

[Zur Krantheitslehre gehörig.] [Nachdruck verboten.]

Ueber den Stimmrickenkrampf, spasms glottidis.

Anter Stimmrickenkrampf versteht man einen in Anfällen auftretenden krampfhaften Verschluss der Stimmröge, wodurch ein vollständiges Ausbleiben, ein vollständiger Stillstand der Athmung entsteht. Die Anfälle dauern eine oder nur wenige Sekunden; ihr Ende erfolgt mit einem Paar scheinbar kräftigen Einathmungen und tritt nach diesem bis zum nächsten Anfall scheinbar völliges Wohlfühlen ein. Die Krankheit gehört zu den sog. funktionellen Nervenkrankheiten d. h. zu den Nervenkrankheiten, deren organische Veränderungen in den Nerven noch unbekannt sind.

Ursachen. Die Krankheit ist eine ausschließliche Kinderkrankheit und befallt am häufigsten die Kinder zwischen dem vierten Lebensmonate und dem Ende des zweiten Lebensjahres. Selten kommt sie bei Neugeborenen und älteren Kindern vor. Anochen werden weit häufiger als Mädchen vom Stimmrickenkrampfe befallen. Der häufigste Nerven in der Nähe vom Nervus vagus, welcher die Verengerer der Stimmröge versorgt (Nervus recurrens) und kann dessen Erregung zu Stande kommen durch Reizgründe im Gehirn (centrater Ursprung) und setzen wir daher den Stimmrickenkrampf nicht selten bei leidenschaftlichen Erregungen, bei heftigem anhaltenden Schreien und Krachen der Kinder, ferner durch Reizung des Nervus recurrens auf der Strecke von seinem Abgange vom Gehirn bis zu seiner Endausbreitung in den von ihm versorgten Verengerern der Stimmröge (peripherischer Ursprung) und gehören hierher die Anfälle von Stimmrickenkrampf bei kretolischen Drüsenanschwellungen am Halse, sowie nach Einathmung rauher, harter Luft in kalter Jahreszeit, endlich durch Uebertragung der Erregung von anderen Nerven auf den N. recurrens (reflektorische Entstehung). Aus letzterem Grunde setzen wir den Stimmrickenkrampf entstehen durch den Zahneiz beim Zahnen, bei starken Durchfällungen der Haut durch die Luft oder in zu kaltem Bade, bei Verdauungsstörungen (Verstopfung, Durchfall, Erbrechen). In über 2/3 aller Fälle vom Stimmrickenkrampf leiden die Kinder an englischer Krankheit (Rachitis) und obwohl man noch nicht den ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden Krankheiten kennt, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß ein solcher besteht. Erscheinungen und Verlauf. Die Anfälle können am Tage wie zur Nachtzeit auftreten und sollen nach einigen Be-

obachten die nächstlichen häufiger wie die bei Tage sein. Am Tage entwickeln sie sich meist unmerklich, mitten im vollsten Wohlfühlen; nicht selten werden sie durch Schreien, Aufregung und durch das Trinken erregt. Ihre Grade sind sehr verschieden. In den mildesten Fällen erfolgt nur ein momentanes Ausbleiben der Athmung, der Brustkasten sieht einen Augenblick still, begleiht das Atherstill. Dabei wirft das Kind seinen Kopf gewaltsam zurück, um das Athmungscentrum zu überwinden und wird blaß. Nach mehreren Sekunden setzen ein Paar scheinbar gewaltsame Einathmungen an, daß die Respiration wieder begonnen hat und nach diesen ist die Athmung wieder völlig ungestört. Der Eintritt jenseitiger Einathmungen ist daher ein günstiges Zeichen dafür, daß der Anfall im Vorübergehen begriffen ist. In schlimmeren Fällen dauert das Aufhören der Athmung länger und nicht selten kommt es unter Erbleichung des Gesichtes und bläulicher Färbung um die Nasenflügel zu Erstikung. In noch anderen Fällen gesellen sich zum Stimmrickenkrampfe Krämpfe anderer Muskel, Arme und Beine werden krampfhaft gestreckt, die Daumen schlagen sich ein, ja es kann zu Zuckungen der gesammten Muskulatur (Klamppe) kommen und ist dieses stets von sehr übler Bedeutung. Von großer Wichtigkeit ist die Erfahrung, daß die Anfälle nicht immer die gleiche Beschaffenheit bewahren, sondern nachdem einige Zeit nur milde Anfälle aufgetreten waren, auf einmal ein heftiger und nicht selten tödtlicher Anfall kommt. Das die Dauer der Krankheit anodert, so kann sich diese in wechselnder Intensität auf viele Monate erstrecken und die Zahl der Anfälle ist eine unendliche; andererseits giebt es auch Fälle, in denen es nur zu einem oder wenigen Anfällen im ganzen kommt. Je jünger das an Stimmrickenkrampf erkrankte Kind ist und je mehr es rachsichtige Erscheinungen zeigt, um so übler ist die Aussicht auf Genesung.

Behandlung. Die Verhütung hat darauf hinzuwirken, daß die Mütter die Kinder, wenn letztere zum Stimmrickenkrampf disponirt sind, also entweder Geschwister haben, die an Stimmrickenkrampfe gelitten oder wohl gar schon Anfälle von Stimmrickenkrampf gehabt haben, bei rauher Luft nicht ins Freie schicken und dafür sorgen, daß die Schlafstube gehörig durchwärmt ist. Die Nichtbeachtung dieses Rathes ist die Ursache, daß man in den Monaten Januar bis April die meisten Fälle von Stimmrickenkrampf beobachtet, während sie im Sommer sehr selten vorkommen. Die Einathmung rauher kalter Luft ist um so schädlicher, wenn die Kinder durch Husten zu erkennen geben, daß sie einen Katarrh des Kehlkopfes und der Lufttröhre haben. Demnach ist zu unterziehen, ob die Kinder Zeichen von Rhachitis haben und gegen diese in der in der Abhandlung über diese Krankheit von uns angegebenen Weise vorzugehen. Bei rhachitischen Kindern pflegt der Krampf nicht eher dauernd wegzubleiben, bevor nicht die Rhachitis zum größten Theile gelüht ist. Sind Verdauungsstörungen die Ursache der Stimmrickenkrämpfe, so ist gegen diese durch leichte Abführmittel und geeignete Nahrung zu thun. Beim Stimmrickenkrampfe während des Zahnens wehren man zur Verhütung des Nervenstillens halbtägige warme (28° R.) Bäder an. Tritt ein Anfall ein, so richte man die Kinder hoch oder nehme sie auf den Arm, bespritzte Gesicht und Brust mit kaltem Wasser, gebe Essigsäure, bereite ein warmes Bad, in welchem man Kopf und oberen Theil des Rückens mit einem kalten Wasserstoffbade überzieht. Werden hierdurch nicht die Anfälle unterdrückt, so bilden gewisse Nervenmittel, besonders Wlochin, Coffeinum, Chloroform u. s. w., deren Verordnung natürlich dem Arzte zu überlassen ist, noch Hoffnung auf Unterdrückung der Anfälle.

Ueber das nächtliche Aufschrecken der Kinder.

Es ist nicht selten, daß Kinder, namentlich im Alter von 2-6 Jahren, welche den Tag über sich ganz wohl befinden und keinerlei Krankheitserscheinungen zeigen, plötzlich mitten in der Nacht im höchsten Grade aufgeregt im Bette emporfahren, an allen Gliedern vor Angst gitternd laut aufschreien und entweder unverständliche Worte herausstottern oder lebendiglich die Mutter bitten, den bösen Hund oder einen anderen angeständnen Gegenstand zu beseitigen. Dabei haben die Kinder die Augen auf und es macht den Eindruck, als ob das Kind wache. Nach einer viertel oder halben Stunde schläft das Kind wieder ein, doch kann sich der Anfall in derselben Nacht

nach ein oder mehrere Male wiederholen. Beim Aufwachen am Morgen weiß das Kind nicht das mindeste von dem in der Nacht Vorgesahenen und erinnert sich auch nicht des vielleicht herbeigerufenen und am Bette befindlich gewesenen Arztes, ein Beweis, daß das Kind im Anfälle nicht wach und bei Bewusstsein sein gewelen.

Man beobachtet das nächtliche Aufschrecken besonders bei leicht erregbaren und ängstlichen Kindern und muß dasselbe darauf bezogen werden, daß Kinder von vergangenen Tage oder Abende, die kindliche Phantasie erregende Erzählungen das Kind nicht haben zur völligen nächtlichen Ruhe des Geistes kommen lassen. Die Anfälle dürften sonach zu den Träumen zu rechnen sein.

Der Zustand hat keine ernsthafte Bedeutung. Man unterlasse es, den Kindern abends Schauererzählungen zu erzählen und stelle das Bett des Kindes in eine stille, dunkle, nicht von Mondstrahlen durchleuchtete Schlafkammer, damit alle Sinne genügend schlafen. Auch Sorge man dafür, daß kein Bettbeugen die Verbannung beendet ist und keine Besorwerden macht. Als fast sicheres Mittel gegen das nächtliche Aufschrecken gelten kleine Dosen Bromkali (0,3-0,5).

Aus dem Waldleben.

Der gefangene Fisch.

Noch war die Dämmerung nicht ganz entwichen, als ich erwachte. Die Umgegend, mit welcher ich mich auf meine ersten Schrittschritte freute, hatte mich aus dem Schlummer geweckt, während Herr Stanz noch in süßen Träumen schmachtete. Freig sollte recht früh kommen - ich hatte ihn inständig darum gebeten. Der Oberförster wollte heute zeitig aufbrechen und Herr Stanz sollte ihn zu einem unwürdigen Termine begleiten. Welch herrliche Aussicht war das auf ein ungehörtes Schiefjörgen!

Nachdem mein Vild den Waldweg, den Freig kommen mußte, überflogen, aber noch nichts von einem Freig entdeckt hatte, begab ich mich in den Pferdestall, wo den Koppen das Futter bereits trefflich schmeckte, während der Kutiger sich Striegel und Kartatasse arbeitete und leise dabei die Melodie: „Ach, du lieber Augustin alles ein“ durch die Zähne pfiff, ohne mich sogleich zu bemerken.

An der Wand hing ein Posthorn mit verschönerter Troddel, aber blank gepulvt. Die Haut der wohlgenährten Pferde glänzte wie ein Spiegel, auch der Jagdboggen stand zur Ausfahrt bereit.

Ich lugte schnell noch einmal nach Freig aus, dann bot ich dem alten Kutiger „Guten Morgen“ und freute mich seines munteren Lides.

Fast erschrockt blickte mich der alte Burche mit seinem einen Auge an, denn das andere fehlte ihm, und erwiderte meinen Gruß. Habe ich etwa zu laut gekpiffen?“ frag er mich. „Wissen Sie, es ist mein Lieblingslied. Wie oft blies ich es zum Vergnügen der Passagiere, als ich noch Postkutscher war und die hellgelbe Uniform trug! - Das waren schöne Zeiten! Wissen Sie! Wenn das Lied erschallte, guckten sich alle Mädchen nach mir um - wissen Sie! Das ist freilich schon lange her“ - seufzte er - „wie mir der bössartige Schrämel das rechte Auge auskugelte! Jetzt soll ich mein Lieblingslied nicht mehr blasen, denn unser Fran Oberförster ist eine Hammoeranernt und kann es nicht leiden, von wegen des Augustins - wissen Sie, verfluchen Sie! und es ist doch nicht böse gemeint. Auch schwarz und melie sagen leidet sie nicht auf dem Dose, weil das vrenschliche Landesherrchen sind. Ich meine, über solche kleine Schwachheiten muß man erbsinnen,“ - wenn man Verzehe geworden ist - verfluchen Sie? Drum pfeife ich mein Augustinlied zu Hause tanzer nur halblaut - fahre ich aber mit dem Herrn Oberförster, dann darf ich blasen so laut ich will.“

Jetzt pffft der Herr Oberförster aber ganz laut und treib zur Elle an.

„Bist ja auch schon munter, Justus, das ist gut. Nachher wenn Freig kommt, gebt Ihr beide zum Schiefjörgen im Pflanzgarten. Du läßt Dich im Schiefen. Laß es Dir von Freig zeigen, - aber beacht nicht etwa Thorheiten, das raube ich Euch! Auf meinem Tische liegt ein Citruslar, das schreibt jeder von euch einmal ob - aber deutlich - eine Fremdenleiter und keine Melde! darauf. Will sehen, wer es am besten kann.“

